

## Das Komma.

### Vom geheimen Ursprung der Philosophie

---

PETER SCHNYDER

»Sehen Sie, gnädiger Herr, ein Komma!«  
(Hölderlin)

Im Anfang war das Komma. – Das klingt nicht nur ketzerisch, sondern auch paradox. Kann ein Komma nicht überhaupt erst gesetzt werden, wenn bereits ein Wort gegeben ist, und entfaltet es seine gliedern- de Wirkung nicht erst in einer Folge von mindestens zwei Wörtern? Kommt es deshalb nicht einem unzulässigen Hysteronproteron und einer Verkehrung der Hierarchie gleich, zu behaupten, am Anfang stehe das Komma, das doch seinen sekundären Charakter schon allein im deutschen Namen »Beistrich« deutlich genug zu erkennen gibt? – Im Anfang war das Komma? – Zieht hier nicht, wie Friedrich Hebbel einmal bezogen auf Stifters Detailversessenheit polemisch bemerkt hat, »das Komma [...] den Frack an und lächelt stolz und selbstgefällig auf den Satz herab, dem es doch allein seine Existenz verdankt«?<sup>1</sup>

Schon. Doch es gibt gute Gründe, den Beistrich einmal befrackt auftreten zu lassen, denn man könnte mit einiger Berechtigung sagen, die Geschichte der Philosophie beginne mit einem Komma. Genauer wäre es vielleicht zu sagen, sie beginne mit einem nicht gesetzten Komma. In jedem Falle ist ihr Anfang aber durch und durch tingiert vom Problem der Kommasetzung: Kein geringerer als Hegel hat »den

---

**1** | Friedrich Hebbel: Das Komma im Frack [1858], in: Werke, hg. von Gerhard Fricke et al., Bd. 3, Darmstadt 1965, S. 684-687, hier S. 685.

Anfang der Existenz der Philosophie« auf den Beginn von Heraklits Schaffen datiert,<sup>2</sup> und der erste Satz im Hauptwerk dieses ersten Philosophen lautet: — Ja, wie lautet er? Hier stellt sich bereits das Problem der Kommasetzung, denn bevor dieser Satz ins Deutsche übertragen werden kann, müsste geklärt werden, wo Heraklit ein Komma gesetzt hätte – hätte er denn schon über Satzzeichen verfügt. Diese Frage wurde bereits von einem der frühesten und prominentesten Heraklit-Leser aufgeworfen, von Aristoteles, der in seinen Rhetorikvorlesungen im Kapitel über die »Sprachrichtigkeit« bemerkt, ein geschriebener Text müsse sich gut (vor)lesen lassen, was allerdings nicht der Fall sei bei Sätzen, »deren Interpunktion nicht leicht« sei.<sup>3</sup> Und als Beispiel führt er jenes Kommaproblem im ersten Satz Heraklits an, das den Philologen und Philosophen in den vergangenen 2500 Jahren so viel Kopfzerbrechen bereitete und mit dazu beitrug, dass Heraklit als »der Dunkle« in die Philosophiegeschichte eingegangen ist.

## Heraklits »Einstich«

Bevor genauer auf Heraklits ominösen Satz eingegangen werden kann, stellt sich die Frage, was denn Aristoteles unter »Interpunktion« versteht? Die Einführung eines hierarchisch differenzierten Systems von Satzzeichen wird ja erst in der Zeit um die Wende vom dritten zum zweiten vorchristlichen Jahrhundert angesetzt.<sup>4</sup> Wie die Ausführungen in der *Rhetorik* zeigen, ist allerdings auch schon früher ein rudimentäres Zeichensystem zur Gliederung von Texten bekannt, wobei der Vorgang des Interpungierens mit dem Verb *diastizein* bezeichnet wird, was eigentlich so viel heißt wie »einstechen«, »tätowieren«, »brandmarken«. Der Text soll mithin nach Aristoteles so mit »Einstichen« versetzt sein, dass er gut lesbar ist – womit sich ganz nebenbei zeigt, dass die Kunst der Rhetorik, als Kunst der gesprochenen Rede, schon seit ihren ersten systematischen Darstellungen aufs Engste mit Fragen der Schriftlichkeit verknüpft war und nicht einem einfachen Entwicklungsprozess von der Mündlichkeit (in der Antike)

---

**2** | Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie I (= Werke, hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 18), Frankfurt/Main 1971, S. 336.

**3** | Aristoteles: *Rhetorik*, übers. von Franz G. Sieveke, München 1993, S. 179 (1407b).

**4** | Vgl. dazu den Artikel »Lesezeichen« in: Der neue Pauly, Stuttgart, Weimar 1996 ff., Bd. 7, Sp. 88-94.

zur Schriftlichkeit (in der Neuzeit) unterlag. Die Redekunst konnte sich seit dem ausgehenden fünften vorchristlichen Jahrhundert nur deshalb als hoch differenzierte Disziplin ausbilden, weil die Schrift es erlaubte, Redeentwürfe immer neu zu überarbeiten, und weil es dank der Setzung von »Einstichen« im Manuskript möglich wurde, komplexere Sätze zu bauen.<sup>5</sup> Die Entwicklung der Interpunktion setzte mithin zusammen mit derjenigen der Rhetorik ein. Auch hier ist das Komma schon an einem Anfang präsent.

Doch zurück zum Anfang von Heraklits Hauptwerk. Vielleicht ist es am angemessensten, zunächst einmal eine Alteritätserfahrung in Kauf zu nehmen und den fraglichen ersten Satz in seiner aristotelischen Version auf Griechisch zu zitieren: »τοῦ λόγου τοῦδ' ἐόντος ἀεὶ ἀξύνετοι ἄνθρωποι γίνονται.«<sup>6</sup> Subjekt des Satzes sind die »Menschen« (ἄνθρωποι), und diese »werden« oder »sind« (γίνονται) »unverständlich« (ἀξύνετοι) und zwar »dieses seienden Logos« (τοῦ λόγου τοῦδ' ἐόντος). Nun fehlt allerdings noch das Zeitadverb »immer« (ἀεὶ), welches Heraklit so in der Mitte seines Eröffnungssatzes placiert hat, dass eben unklar ist, ob es sich auf das Partizip von »sein« (ἐόντος) bezieht, oder ob es den Zustand der Verständnislosigkeit der Menschen qualifiziert. Je nach dem, wie man sich entscheidet, je nach dem, ob man vor oder nach ἀεὶ einen »Einstich« setzt, ist es der Logos, welcher ewig ist, oder aber das Nicht-Verstehen der Menschen. Aristoteles selbst hat die Frage offen gelassen und nur auf die Ambivalenz von Heraklits Formulierung verwiesen. Umso engagierter haben dafür die Philologen in der Neuzeit darum gerungen, das Rätsel von Heraklits nicht gesetztem Komma zu lösen.<sup>7</sup> Wäre es nur möglich, würden sicher viele – wie man ein Kommaspiel Derridas aufnehmend formulieren könnte – gerne fragen: »Comment juger, Héraclite?« Alle fragen: »Comment juger Héraclite?«<sup>8</sup>

Nun mag man sich zunächst wundern, dass im Zusammenhang mit Heraklits Satz überhaupt von einem Kommaproblem die Rede ist, denn nach den geläufigen Interpunktionsregeln müsste kein Komma

**5** | George A. Kennedy: *A New History of Classical Rhetoric*, Princeton 1994, S. 26 ff.

**6** | Aristotle: *The »Art« of Rhetoric*, ed. by John Henry Freese, Cambridge MA, London 1982, S. 374.

**7** | Vgl. für eine Zusammenstellung der vorgebrachten Argumente den vorzüglichen Kommentar in *Heraclitus: The Cosmic Fragments*, ed. by G. S. Kirk, Cambridge <sup>2</sup>1962, S. 34 f.

**8** | Vgl. Jacques Derrida: *Préjugés. Vor dem Gesetz*, übers. von Detlef Otto und Axel Witte, Wien <sup>3</sup>2005, S. 11 f.

gesetzt werden: Der Satz besteht nur aus einem Prädikat mit einer Ergänzung im Genetiv. Offensichtlich sind bei der Forderung von Aristoteles nach einem »Einstich« nicht die modernen Kommaregeln zu Grunde zu legen, die in ihrer dominanten Orientierung an Syntax und Grammatik überhaupt erst ein Produkt des 19. Jahrhunderts sind.<sup>9</sup> Zuvor stand bei der Zeichensetzung – durch deren gesamte wechselvolle Geschichte seit der Antike – viel stärker die rhetorische Gliederung nach Sinn- und Vorleseeinheiten im Vordergrund. Das zeigt sich beispielsweise auch noch in Gottscheds Ausführungen zu den »orthographischen Unterscheidungszeichen« in der 1762 erschienenen fünften Auflage seiner *Deutschen Sprachkunst*, wo sich der in der Literaturgeschichte als geistloser Pedant verschriene übrigens erstaunlich unpedantisch gibt: »Die kleinsten Unterschiede gewisser Wörter, die von einander getrennet werden sollen, weil sie nicht unmittelbar zusammen gehören, bemerke man durch einen Beystrich, oder durch ein Komma. Es ist aber hier oft sehr gleichgültig, wohin man einen solchen Beystrich setzen soll. Man merke nur, daß man derselben weder gar zu wenige, noch zu viele mache: denn beydes machet den Verstand einer Rede zuweilen dunkel.«<sup>10</sup>

Im Falle Heraklits ist es, wie sich gezeigt hat, nicht »gleichgültig«, wie durch ein solches vormodernes Komma zwei »Wörter« getrennt werden, die »nicht unmittelbar zusammen gehören«. Hier macht der fehlende Beistrich »den Verstand« in der Tat »dunkel«. Aber weshalb, so ließe sich einwenden, muss denn überhaupt eine Entscheidung getroffen werden? Könnte der Satz nicht einfach so übersetzt werden, dass auch im Deutschen die Ambivalenz erhalten bleibt? So bräuchte man sich auch nicht um das Komma zu kümmern, *bevor* übersetzt wird, denn die Entscheidung bliebe ja eben offen. – Wer allerdings so übersetzen will, dass die Kommasetzung suspendiert bleibt, kann der Frage nach dem »Einstich« nur vermeintlich entgehen. Vielleicht bleibt er sogar noch stärker im Banne des Kommas, denn er muss seinen Satz bewusst so konstruieren, dass zwei Interpunktionsvarianten offen bleiben. Auch und gerade in den Übersetzungen, welche die Ambivalenz beibehalten, dreht sich mithin von Anfang an alles um die Kommasetzung, und bei diesem Tanz ums Komma werden einige sprachlichen Verrenkungen in Kauf genommen, wie etwa Franz

**9** | Peter von Pohlenz: *Deutsche Sprachgeschichte II*, Berlin, New York 1994, S. 248–251.

**10** | Johann Christoph Gottsched: *Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst*, Leipzig 1762 (ND Hildesheim, New York 1970), S. 108 f.

Sievekes Übertragung zeigt: »Von dieser Vernunft bleiben die Menschen besteht es doch immer ohne Einsicht.«<sup>11</sup> Noch weniger Licht in die Dunkelheit Heraklits bringt die Version Martin Thurners: »Der Darlegung dieser seienden immer unverständlich werden die Menschen [...]«<sup>12</sup> Gelungen und hilfreich ist hingegen die Übersetzung von Paul Gohlke, in welcher die Kommaproblematik (auch für den modernen Leser) gut zum Ausdruck kommt: »Der Gedanke ist dieser eine immer nur Menschen werden unverständlich.«<sup>13</sup>

Auch eine solche Übersetzung steht ganz im Zeichen der nicht gesetzten Zäsur, die durch den auffälligen Satzbau in ihrer doppelten Konkretisierungsmöglichkeit präsent gehalten wird. Letztlich verhält sich aber auch eine Übertragung, welche die Kommasetzung offen lässt, nicht wirklich neutral, denn selbst wenn sie auf der Ebene der Syntax (wenigstens in ihren gelungenen Varianten) zwei Lektürevarianten bietet, scheint sie doch durch ihre Wortwahl jeweils eine der beiden Möglichkeiten zu favorisieren: Je nach dem, wie das erste Wort des Satzes – *λόγος* – übersetzt wird, werden Weichen für das Verständnis gestellt. Wird es, um bei den zitierten Beispielen zu bleiben, mit »Vernunft« wiedergegeben, kann das als Argument dafür verstanden werden, dass sich das »immer« auf das Sein des Logos bezieht. Wird es aber mit »Darlegung« übersetzt und damit – zumindest möglicherweise – auf Heraklits eigene Schrift bezogen, scheint es eher unwahrscheinlich, dass es mit dem Epitheton »ewig seiend« versehen ist. Die erste Variante kann demnach als Plädoyer für ein Komma *nach*, die zweite als eines für ein solches *vor* *ἀεί* verstanden werden. Oder genauer: Die unterschiedlichen Übersetzungen legen nahe, dass an den entsprechenden Stellen gleichsam ein unsichtbares Komma bereits als gesetzt angenommen wird. Diejenigen aber, die sich dafür entscheiden, Logos unübersetzt stehen zu lassen, lenken wiederum gerade durch diese Suspension der Entscheidung – wie im Falle der suspendierten Kommasetzung – die Aufmerksamkeit auf die Zäsurproblematik. Die Priorität des Kommas bestätigt sich also auch auf der Ebene der Übersetzung des ersten Einzelwortes: Am Anfang steht hier in einem ganz wörtlichen Sinne nicht der Logos, sondern das Komma. Oder anders

**11** | Aristoteles: Rhetorik, S. 179.

**12** | Martin Thurner: Der Ursprung des Denkens bei Heraklit, Stuttgart etc. 2001, S. 207. Er übersetzt Wort für Wort nach der ausführlicheren emendierten Fassung des Fragments in: Hermann Diels/Walther Kranz: Die Fragmente der Vorsokratiker, Berlin <sup>10</sup>1961, Fragment 22 B 1.

**13** | Aristoteles: Die Lehrschriften III, übers. von Paul Gohlke, Paderborn 1959, S. 198.

formuliert: Hätte sich Goethes Faust daran gemacht, anstatt den Anfang des Johannes-Evangeliums Heraklits Einleitungssatz in sein »geliebtes Deutsch zu übertragen«, so hätte er sich vor der Erörterung der Semantik des griechischen λόγος zuerst einmal dem nicht gesetzten Komma zuwenden müssen.<sup>14</sup>

Unter den deutschen Philosophen sind es nun gleich mehrere, die in Heraklits Satz den Logos unübersetzt stehen gelassen haben. So zum Beispiel Nietzsche, der zwar leider seine Übersetzung der aristotelischen *Rhetorik* ausgerechnet wenige Zeilen vor der entscheidenden Stelle abgebrochen hat,<sup>15</sup> der aber in seiner Basler Vorlesung über »Die vorplatonische Philosophie« auf das entscheidende Fragment eingeht. Dabei ließ er für seine Studenten nicht nur λόγος unübersetzt, sondern eigentlich das meiste, doch seine Lösung des aristotelischen Kommaproblems geht dennoch klar hervor aus seiner in Klammern eingeschobenen Teilübersetzung: »τοῦ λόγου τοῦδε ἐόντος αἰεὶ (während der logos immer dieser ist dh. derselbe bleibt) ἀξύνετοι γίνονται ἄνθρωποι, [...]«<sup>16</sup> Nietzsche hat nach »immer« interpungiert und damit den Logos, zumindest tendenziell, als ewige Weltvernunft gelesen, etwa im Sinne der späteren, unüberhörbar nietzscheanisierenden Übersetzung, die Maximilian Kohn in einem Bändchen mit dem Titel *Also sprach Herakleitos* gegeben hat – einer Übersetzung, die freilich für bundesrepublikanische Ohren Missverständnisse birgt: »Während das Grundgesetz allezeit besteht, haben die Menschen doch kein Verständnis dafür, [...]«<sup>17</sup> Was bei Nietzsche als nicht weiter kommentierte Tendenz erkennbar ist, wird dann zum Beispiel bei Heidegger zur expliziten Überzeugung: Das Komma sei nach »immer« zu setzen, und das heiße, die »gewöhnliche, aber unhaltbare Meinung«, wonach mit dem Logos im ersten Satz Heraklits eigenes Werk gemeint sei, müsse strikt verworfen werden, denn es sei undenkbar, dass der Vorsokratiker »mit einem solchen vor Professoreneitelkeit strotzenden Satz« seine Schrift beginne.<sup>18</sup> Die Übersetzung Heideggers ist denn

**14** | Johann Wolfgang Goethe: Werke, hg. von Erich Trunz, Bd. 3, München <sup>16</sup>1996, S. 44 (Verse 1223–27); Faust übersetzt λόγος nacheinander mit »Wort«, »Sinn«, »Kraft« und »Tat«.

**15** | Friedrich Nietzsche: [Übersetzung der Rhetorik von Aristoteles], in: Kritische Gesamtausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. II/4, Berlin, New York 1995, S. 529–611, hier S. 611.

**16** | Ebd., S. 207–362, hier S. 266. Er zitiert nicht nach Aristoteles.

**17** | Maximilian Kohn: *Also sprach Herakleitos*, Hamburg 1907, S. 5.

**18** | Martin Heidegger: Heraklit (= Gesamtausgabe, Band 55), Frankfurt/Main 1979, S. 401.

auch ganz darauf angelegt, eine solche Lektüre zu verunmöglichen. Wie λόγος freilich innerhalb des abgesteckten Rahmens am besten wiederzugeben wäre, wird offengelassen: »In Bezug auf den Λόγος, den hier einzig gedachten, der anwest ständig, gelangen die Menschen (von sich aus auf ihrem flüchtig vergänglichem Weg nur) dahin, daß sie ihn nicht zusammenbringen, [...].«<sup>19</sup>

Aristoteles sah in Heraklits dunklem Stil einen Mangel. Ebenso hatte Hegel, trotz aller Bewunderung für den Vorsokratiker, kein Verständnis für dessen sprachliche Besonderheiten und meinte, »seine Dunkelheit« sei »mehr Folge von vernachlässigter Wortfügung und der unausgebildeten Sprache.«<sup>20</sup> Davon kann bei Heidegger keine Rede sein. Für ihn ist der enigmatische Orakelstil Heraklits vielmehr ein Hinweis darauf, dass hier ein Denker in faszinierender Weise die Eigengesetzlichkeit der Sprache mitbedacht hat. Gerade vor diesem Hintergrund ist es freilich überraschend, wie dezidiert Heidegger für eine einzige richtige Position des Kommas votiert. Da war Schleiermacher, sein »Vorgänger« unter den Hermeneutikern, bedeutend zurückhaltender. Auch der begeisterte sich schon im Zeichen einer postaufklärerischen Sprachsensibilität für den komplexen Stil Heraklits und edierte 1808 die erste wichtige Sammlung von dessen Fragmenten unter dem schönen (auch unter dem Aspekt der Kommasetzung interessanten) Titel *Herakleitos der dunkle, von Ephesos, dargestellt aus den Trümmern seines Werkes und den Zeugnissen der Alten*. Und auch er entschied sich schließlich im ersten Satz des Vorsokratikers für eine bestimmte Position des »Einstichs« – übrigens nicht diejenige, welche Heidegger später wählen sollte. Doch wie aus seinem Kommentar hervorgeht, hätte er es eigentlich vorgezogen, die Frage der Interpunktion in der Schwebe zu lassen: »Wohin es [das Wort »immer«] aber gehöre darf uns nicht zugemuthet werden besser zu wissen als Aristoteles, und es mag nur willkürlich sein, dass wir zum folgenden es ziehend so übersezen, »Von diesem bestehenden Verhältniß finden sich die Menschen immer ohne Einsicht [...].«<sup>21</sup> Was sich aber so bereits bei Schleiermacher abzeichnet, wird dann bei Heideggers Schüler Gadamer dominant: Für diesen kann die entscheidende Frage nicht sein, wo das Komma zu setzen wäre, sondern ob hier überhaupt durch einen »Einstich« geschieden werden müsse. Damit scheint man

**19** | Ebd., S. 400.

**20** | G. W. F. Hegel: Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie I, S. 322.

**21** | Friedrich Schleiermacher: Herakleitos der dunkle [1808], in: Sämtliche Werke, 3. Abtheilung, 2. Bd., Berlin 1838, S. 1–146, hier S. 112.

wieder bei jenen Übersetzungen zu sein, welche die Kommasetzung dem Leser überlassen. Gadamer geht es allerdings um mehr. Er will die Entscheidung nicht einfach delegieren, sondern darauf hinweisen, dass Heraklits Satz nicht nur zwei verschiedene Lektüren ermöglicht, sondern von Anfang an auf eine dritte hin angelegt ist, in der sich das »immer« zugleich auf beide Satzglieder bezieht. *Tertium datur*. Für ihn ist das »immer« also mit doppeltem Bezug zu lesen – eine Variante, die von manchen Philologen freilich als unmöglich erachtet wird<sup>22</sup> –, und so spricht er, Heraklit teilweise übersetzend, vom »Logos, ›der immer ist und dem die Menschen immer verständnislos gegenüberstehen‹«. <sup>23</sup> Wenn hier jemand auf eine eindeutige Zuordnung dringt, disqualifiziert er sich für Gadamer geradezu als sprachvergessener Denker ohne Sinn für »die« – wie er in einem nicht ganz gelungenen Bild formuliert – »schwebende Vieldeutigkeit klangvoller Rätselsätze, wie sie Heraklit gemeißelt hat.«<sup>24</sup> Für ihn gilt es, die Suspension der Entscheidung auszuhalten, denn »wer«, so fragt er rhetorisch, »will hier trennen durch ein bloßes Komma, was untrennbar zusammengehört, Wahrheit und Unwahrheit, Vernunft und Unvernunft?«<sup>25</sup>

Ein »bloßes Komma«? – Nach allem Gesagten scheint diese Redeweise der Sache nicht angemessen, denn dieses Komma hat Philosophiegeschichte geschrieben; ja, im Blick auf dieses Ur-Komma und seine Rezeption zeichnet sich ab, wie die ganze Philosophiegeschichte mit ihren verschiedenen Schismen ausgehend von dieser unscheinbaren Zäsur im ersten Satz des ersten Philosophen entwickelt werden könnte. Nun haben sich freilich längst nicht alle Denker konkret zu Heraklits Zeichensetzung geäußert. In den meisten Fällen kann nur vermutet werden, wie der eine oder andere Stellung bezogen hätte. Will man eine umfassendere Perspektive auf den philosophischen Umgang mit dem Komma gewinnen, scheint es deshalb angezeigt, die Diskussion über den »Einstich« in Heraklits Satz hier auf sich beruhen zu lassen und viel grundsätzlicher zu fragen, wie es denn die Philosophen mit der Kommasetzung gehalten haben?

**22** | Vgl. dazu G. S. Kirk in Heraclitus: The Cosmic Fragments, S. 34, Anm. 1.

**23** | Hans-Georg Gadamer: Hegel und Heraklit [1990], in: Gesamte Werke, Bd. 7, Tübingen 1991, S. 32–42, hier S. 32 f.

**24** | Ebd., S. 33.

**25** | Ebd.

## Zwischen Fanatismus und Abstinenz

Öffnet man das Fragefeld in der angegebenen Art, bietet sich als erste allgemeine Vermutung an, dass wohl alle systematischen Verfechter der strengen Rationalität für eine konsequente Interpunktion plädiert haben. Man würde also erwarten, dass zum Beispiel Philosophen wie Kant oder Hegel die Interpunktionszeichen in ihren eigenen Schriften äußerst sorgfältig als Hilfszeichen des Denkens einsetzen würden. Umgekehrt würde es einen wenig überraschen, wenn bei einem vernunftkritischen Denker wie Schopenhauer die Kommasetzung eher frei gehandhabt würde. Geht man mit dieser Hypothese dann allerdings an die Lektüre der Texte, erlebt man einige Überraschungen. So lernt man etwa Schopenhauer in den sehr sorgfältig interpungierten *Parerga und Paralipomena* (1851) als einen der ferverntesten Anhänger einer präzisen und differenzierten Interpunktion kennen; einer Interpunktion, die bereits konsequent dem grammatischen Kommaverständnis folgt, die aber darüber hinaus noch an zahlreichen ›alten‹ Verständniskommata festhält, welche nach den neuen Regeln gar nicht gesetzt werden müssten. Zur Illustration dieser besonderen Satzzeichenphysiognomie schopenhauerscher Texte eignet sich wahrscheinlich keine Passage besser als der folgende kulturpessimistische Rundumschlag zur Interpunktionsproblematik, der hier – was für die Performativität des Textes von zentraler Bedeutung ist – nach der Erstausgabe (die zugleich die Ausgabe letzter Hand ist) zitiert wird:<sup>26</sup>

»Der gerügten »jetztzeitigen« Verschlimmbesserung der Sprache, durch der Schule zu früh entlaufene und in Unwissenheit herangewachsene Knaben, ist denn auch die *Interpunktion* zur Beute geworden, als welche heut zu Tage, fast allgemein, mit absichtlicher, selbstgefälliger Liederlichkeit gehandhabt wird. [...] Mit den Interpunktionszeichen der Druckerei wird nämlich umgegangen, als wären sie von Gold: demnach werden etwa drei Viertel der nöthigen Kommata weggelassen (finde sich zurecht, wer kann!); [...]. Nun aber steckt in der Interpunktion ein Theil der Logik jeder Periode, sofern diese dadurch markirt wird: daher ist eine solche absichtliche Liederlichkeit geradezu frevelhaft, am meisten aber, wann sie, wie jetzt sehr häufig geschieht, sogar von *si Deo placet* Philologen, selbst auf die Ausgaben alter Schriftsteller angewandt und das Verständniß die-

**26** | In der modernisierten Fassung dieser Passage, die Garbe zitiert, fehlen nicht weniger als ein gutes Dutzend Kommata! Vgl. Burckhard Garbe: *Texte zur Geschichte der deutschen Interpunktion und ihrer Reform 1462–1983*, Hildesheim etc. 1984, S. 146 f.

ser dadurch beträchtlich erschwert wird. Nicht ein Mal das N.T. ist, in seinen neueren Auflagen, damit verschont geblieben. Es liegt am Tage, daß eine laxe Interpunktion, wie etwan die französische Sprache, wegen ihrer streng logischen und daher kurz angebundenen Wortfolge, und die englische, wegen der großen Aermlichkeit ihrer Grammatik, sie zuläßt, nicht anwendbar ist auf relative Ursprachen, die, als solche, eine komplicirte und gelehrte Grammatik haben, welche künstlichere Perioden möglich macht; dergleichen die griechische, lateinische und deutsche Sprache sind.«<sup>27</sup>

In der Tat führt Schopenhauer in dieser Passage über die Interpunktion zugleich selbst vor, welche »künstlicheren Perioden« in der deutschen Sprache möglich sind und wie sie durch eine (über-)konsequente Kommasetzung gegliedert werden können. Irritierend ist freilich sein Verweis darauf, dass das Deutsche eine solche Interpunktion benötige, weil es, wie das Griechisch und das Latein, zu den »relativen Ursprachen« gehöre. Die historisch späte Erscheinung der Interpunktion würde demnach einem Bedürfnis entsprechen, welches ausgerechnet in relativ archaischen Sprachen seit je angelegt war, aber – jedenfalls im Falle der antiken Sprachen – aus unerfindlichen Gründen erst nach deren Untergang wirklich befriedigt wurde. In einer eigenwilligen Variante wird hier die Denkfigur von den Deutschen als den besseren Griechen erkennbar, denn erst die Deutschen haben demnach jenes Interpunktionssystem geschaffen, welches die Griechen immer schon gebraucht hätten. So gelesen sind Schopenhauers Ausführungen bloß ein leicht skurriles Zeugnis für ein wirkungsmächtiges Ideologem der deutschen Kulturgeschichte. Isoliert man sein interpunktionshistorisches Hysteronproteron allerdings von seinem kulturideologischen Kontext, kann es durchaus auch als eine eigenwillige philosophische Variante der eingangs formulierten These von der Priorität des Kommas gelesen werden: Das Begehren nach dem Komma war schon und gerade »im Anfang« präsent, auch wenn es erst spät befriedigt wurde.

Aber wurde es denn schon befriedigt? Hält man sich die tatsächliche Geschichte der Interpunktion vor Augen, überrascht es nicht wenig, dass Schopenhauer diese Geschichte so umreißt, als hätte sie vor seiner Zeit ihre Akme überschritten und wäre nun schon wieder im Niedergang begriffen. Ganz offensichtlich ist hier Schopenhauers Blick auf die Geschichte durch seinen notorischen Kulturpessimismus verstellt, denn vor dem 19. Jahrhundert gab es, wie erwähnt, noch

---

**27** | Arthur Schopenhauer: *Parerga und Paralipomena II* (= Werke, nach den Ausgaben letzter Hand hg. von Ludger Lütkehaus, Bd. 5), Zürich 1988, S. 473.

kaum eine konsequent geregelte Interpunktion, und mit dem Wechsel von einer vor allem am mündlichen Vortrag orientierten Kommasetzung zu einer, die an syntaktisch-grammatischen Gegebenheiten ausgerichtet ist, mussten viele ältere Texte wegen ihrer teilweise ungewöhnlichen Interpunktion fremd erscheinen. Es ist deshalb irritierend, dass Schopenhauer gerade solche älteren Texte in seiner Polemik als vorbildlich für die Satzzeichensetzung hinstellt.

In der deutschen Interpunktionskultur des frühen 19. Jahrhunderts herrschte also nicht ein neues Durcheinander. Es war eher so, dass sich ein uraltes Durcheinander nun erst allmählich zu lichten begann. Im Übergang vom einen zum andern Interpunktionsparadigma herrschte allerdings noch lange eine bedeutende Unsicherheit vor, und die hinterließ auch in der Philosophie jener Jahrzehnte ihre Spuren – beispielsweise beim Systematiker Hegel, der mit seiner Interpunktion schon Generationen von Editoren zu Stoßseufzern veranlasst hat.<sup>28</sup> Liest man Hegel in Bezug auf die Kommasetzung, kann man sich in der Tat nur wundern, dass Schopenhauer sich die Gelegenheit entgehen ließ, aus der Interpunktion seines Erzfeindes polemisches Kapital zu schlagen.

Ähnliche Probleme wie bei Hegel stellen sich auch bei jenem Philosophen, dessen Stil zum Inbegriff der Komplexitäten deutscher Syntax geworden ist: Immanuel Kant. Nimmt man beispielsweise die drei zu Lebzeiten Kants erschienenen Ausgaben der *Kritik der Urteilskraft* zur Hand, lassen sich zahlreiche Differenzen in der Interpunktion ausmachen. Nun ist allerdings bei allen gedruckten Texten immer der »Druckfehler-Teufel« mit in Rechnung zu stellen, schließlich gehört die Klage von Autoren über mangelhafte Setzerarbeit zu den festen Topoi in Schriftstellerkorrespondenzen um 1800. Will man deshalb näheren Aufschluss darüber erhalten, welche Bedeutung der Interpunktion in Kants Schreibearbeit, die immer zugleich Denkarbeit ist, zukommt, muss man sich seinem handschriftlichen Nachlass zuwenden. In diesen Papieren eines Philosophen, dessen zuweilen pedantische Genauigkeit sprichwörtlich geworden ist, würde man auch eine präzise Interpunktion erwarten. Hat man allerdings die textgetreuen Umschriften der Zeugnisse aus dessen philosophischer Werkstatt vor sich, reibt man sich die Augen, denn in seiner Orthographie ist »Regellosigkeit die einzige Regel«,<sup>29</sup> und Kommas hat Kant oft über-

**28** | Vgl. z.B. Friedhelm Nicoli/Otto Pöggeler: Zur Einführung, in: Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, Hamburg<sup>6</sup>1959, S. IX–LII, hier S. LI.

**29** | Vgl. den Kommentar in Immanuel Kant: Gesammelte Schriften,

haupt keine gesetzt; so etwa im folgenden Notat, das ein Schweizer nur zögernd zitiert: »Weil ich jetzo ohne einen imerwährenden Genuß von der langen Weile verzehrt werde so stelle ich mir dies auch von dem Schweitzer vor der seine Kühe auf dem Gebirge weidet. Und dieser kann sich nicht vorstellen wie ein Mensch der satt ist noch was mehr begehren könne. Man kan kaum begreifen wie in einem solchen niedrigen Stande diese Niedrigkeit nicht mit Schmerzen erfüllet.«<sup>30</sup> Kaum überraschend macht Kant einige Seiten weiter, ohne Punkt, die lakonische Anmerkung: »Selbstmord in der Schweiz«<sup>31</sup> – Auffallender noch als in solchen (völker-)psychologischen Bemerkungen ist die Interpunktions-Abstinenz freilich in Passagen, die für den Kant-Leser ganz vertraut klingen, die aber in dieser ›Rohfassung‹ eigenartig fremd erscheinen:

»In allem unsern Erkenntnis ist das was wir ein Erkenntnis a priori nennen nicht allein das edelste weil es unabhängig von einschränkenden Erfahrungsbedingungen sich über mehr objecte als dieses verbreitet sondern auch als nothwendiges Erkenntnis selbst den Erfahrungsurtheilen deren Möglichkeit es zum Grunde liegt diejenige Gültigkeit die von subjectiven Bedingungen unabhängig ist ertheilt dadurch sie eigentlich vom Object gelten u. Erkenntnisse sind.«<sup>32</sup>

Wie ist diese Komma-Abstinenz zu erklären? Der Verweis auf den privaten Charakter von Kants Aufzeichnungen vermag eine gewisse Flüchtigkeit plausibel zu machen. Doch vergegenwärtigt man sich, wie schwer es gerade einem geübten Schreiber fallen muss, beim schnellen Notieren nicht nur hie und da ein Satzzeichen zu vergessen, sondern *überhaupt keine* Kommas zu setzen, so dürfen durchaus auch noch andere Gründe in Erwägung gezogen werden. Kant scheint die Zeichensetzung nicht nur aus Flüchtigkeit oder Ungeduld unterlassen zu haben. Vielmehr hat man den Eindruck, er scheue sich, den Denk- und Schreibfluss durch Interpunktionszeichen zu bremsen – etwa in der Art, wie Goethe befürchtete, der Fluss seiner Verse könnte unter der Kommasetzung leiden.<sup>33</sup> Vielleicht zeigt sich so in Kants Zurück-

---

hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 14, Berlin und Leipzig 1925, S. XXXIII.

**30** | Ebd., Bd. 20, S. 26.

**31** | Ebd., Bd. 20, S. 52.

**32** | Ebd., Bd. 20, S. 345.

**33** | Vgl. dazu Johann Wolfgang Goethe: *Faust*. Kommentare von Albrecht Schöne, Frankfurt/Main 1994, S. 109–111.

haltung eine besondere Sensibilität für die Bedeutung des Kommas als eines die Sprache potentiell verletzenden »Einstichs«? Aristoteles bezeichnete das Setzen eines Kommas, wie gesagt, mit dem Verb *διαστίζειν*, in dem das Stigmatisieren wörtlich mitklingt. Und das Wort »Komma« geht auf das griechische *κόμμα* zurück, was so viel wie »Schlag, Einschnitt« bedeutet und seinerseits abgeleitet ist aus *κόπτειν* (»schlagen«, »stoßen«, »abschlagen«).<sup>34</sup> Dieses vermeintlich so nebensächliche Satzzeichen hat es demnach in sich. Seine Etymologie legt sein Gewaltpotential offen, und ließ Büchner den Revolutionär Barrère in *Dantons Tod* ausrufen, in St. Justs Rhetorik sei »jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeschlagener Kopf«,<sup>35</sup> so zeigt sich hier, dass potentiell in jedem Komma etwas von einem Säbelhieb steckt. Ob sich Kant vor der revolutionären Gewalt gescheut hat, die in den Kommas steckt?

Mit einer solchen Frage begibt man sich auf das Feld spielerischer Spekulation. Nicht spekulativ ist freilich die Erkenntnis, dass es falsch wäre, Kommas als Nebensächlichkeiten abzutun. Ihre ›Schlag-Kraft‹ darf nicht unterschätzt werden, und es kann in manchen Fällen tatsächlich »äußerst wichtig« sein, »jedes Komma umständlich auseinander zu setzen«, wie Lichtenberg einmal bemerkt hat<sup>36</sup> – und zwar nicht nur in kurios-krypt(ograph)ischen Fällen wie demjenigen der *virgule*, welche der Philosophenkönig Friedrich II. im Namen seines Schlosses »SANS, SOUCI.« placiert hat.<sup>37</sup> In allen Texten gilt es, die »Einstiche« im Auge zu behalten, denn sie können – wie derjenige Heraklits – Philosophiegeschichte schreiben, und zuweilen machen sie nicht weniger als die Differenz zwischen Leben und Tod aus: In Kleists *Bettelweib von Locarno* wird erzählt, wie ein Marchese und seine Frau einer Gespenstererscheinung in ihrem Schloss auf den Grund gehen wollen und beschließen, gemeinsam eine Nacht im Spukzimmer zu verbringen. Auf dem Weg dahin treffen sie zufällig auf ihren

**34** | Zunächst wurde mit Komma ein Satzglied bezeichnet und nicht das Zeichen zu dessen Abtrennung. Die Bedeutungsverschiebung ist seit der Spätantike zu beobachten. Vgl. dazu den Artikel »Komma« im Historischen Wörterbuch der Rhetorik, Tübingen 1992 ff., Bd. 4, Sp. 1176–1179.

**35** | Georg Büchner: *Sämtliche Werke*, hg. von Henri Poschmann, Bd. 1, Frankfurt/Main 1992 ff., S. 69.

**36** | Georg Christoph Lichtenberg: *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. von Wolfgang Promies, München 1967 ff., Bd. 2, S. 352.

**37** | Dieser Schriftzug an der Außenfassade des Schlosses hat zu zahlreichen Spekulationen Anlass gegeben. Vgl. dazu Heinz-Dieter Kittsteiner: *Das Komma von SANS, SOUCI.*, Heidelberg 2002.

Hund, und »ohne sich bestimmt zu erklären«, sind sie sich sogleich einig, diesen mit in das Zimmer zu nehmen, »vielleicht«, wie es weiter heißt, »in der unwillkürlichen Absicht, außer sich selbst noch etwas Drittes, Lebendiges, bei sich zu haben«. <sup>38</sup> – »Etwas Drittes, Lebendiges«? Eigentlich würde man, selbst nach alter, auf das Hörverständnis ausgerichteter Interpunktion erwarten: »Etwas drittes Lebendiges«. Hier wird mit dem Komma ein entscheidender Keil zwischen den Marchese und seine Frau einerseits und den Hund andererseits getrieben, denn der »Einstich« impliziert, dass nur der Hund tatsächlich lebendig ist, während die Schlossbesitzer eigentlich bereits tot sind. Mit der Setzung dieses »Schlags« wird mithin der Schluss der Geschichte und der für die Erzählung thematische Untergang einer ganzen Gesellschaftsschicht antizipiert. – Auch angesichts dieses Kommas glaubt man zu verstehen, was der kranke Hölderlin meinte, wenn er sich beim lauten Deklamieren in seinem Tübinger Turm zuweilen selbst unterbrach und dem jungen Besucher Wilhelm Waiblinger zurief: »Sehen Sie, gnädiger Herr, ein Komma!« <sup>39</sup>

---

**38** | Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke, hg. von Roland Reuß und Peter Staengle, Bd. II/5, Basel, Frankfurt/Main 1997, S. 13.

**39** | Wilhelm Waiblinger: Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn [1831], in: Werke und Briefe, hg. von Hans Königler, Bd. 3, Stuttgart 1986, S. 379–407, hier S. 394.